

NZZ magazin

INTERVIEW

«Da hörte ich, wie einer die Waffe entsicherte»

Am 30. Oktober beginnt die neue SRF-Serie «Die Beschatter». Privatdetektiv Philip Ryffel, der am Drehbuch mitwirkte, räumt mit Mythen auf und sagt, welcher Fall ihn heute noch wach hält.

Alain Zucker 29.10.2022, 16.15 Uhr

Beginnen wir mit einem kleinen Test: Ich habe Sie gebeten, zu recherchieren, wer ich bin. Was haben Sie herausgefunden??

Philip Ryffel: Ich fand schnell einiges über Ihr Berufsleben, Ihre Herkunft, Ihre Familie heraus. So weiss ich unter anderem, wo Sie wohnen, wer Ihre Partnerin, Ihr Bruder, Ihre Eltern sind. Ich kenne Ihre private E-Mail-Adresse, Ihr Elternhaus, Geburtsjahr Ihrer Eltern und die E-Mail-Adresse und Handynummer Ihrer Partnerin. Wenn ich noch mehr hätte wissen wollen, wäre ich zu Ihrer Adresse gefahren und hätte versucht, Ihnen ein Fahrzeug zuzuordnen.

Wie haben Sie das herausgefunden? Ich stehe nicht im elektronischen Telefonbuch.

Es hat nur 20 Minuten gedauert. Man muss sich heute überlegen, welche Daten man wem zur Verfügung stellen möchte. Die Fülle vorhandener Informationen ist riesig.

Der Detektiv ist heute also vor allem ein Bürogummi, der Datenbanken und das Internet durchforstet, und nicht ein einsamer Wolf wie der archetypische Detektiv Philipp Marlowe in den Krimis von Raymond Chandler?

Das Bild vom einsamen, schweigsamen Wolf, der immer wieder Grenzen überschreitet, stimmt einfach nicht. Die besten Ermittler, die ich kenne, sind Leute, die Menschen mögen und mit denen man sich gerne unterhält. Der gute Detektiv geht zum Coiffeur und bringt ihn dazu, ihm seine Lebensgeschichte zu erzählen, und nicht umgekehrt.

Nehmen wir Detektiv Leo Brand aus der neuen Serie «Die Beschatter», an deren Drehbuch Sie mitgewirkt haben. Wo treffen sich da Klischee und

Realität?

Es hilft, wenn man hartnäckig ist und ein gewisses Gerechtigkeitsbewusstsein hat, so wie Brand. Und der Jargon, das Beschatten von Zielpersonen, einige der Fälle: Das hat die Serie realistisch hinbekommen, auch wenn der Alltag oft weniger spektakulär ist.

Der 54-jährige Privatdetektiv Philip Ryffel ist seit 30 Jahren im Geschäft. Als aus Observationen im Nebenjob ein Beruf wurde, brach er das Jus-Studium ab. Später absolvierte er ein Nachdiplomstudium in Kriminologie. Heute ist Ryffel Mehrheitseigner von drei Detekteien, die sich unterschiedlich positionieren. Er ist im Weltverband der Detektive WAD aktiv. Für «Die Beschatter» recherchierten die Macher bei Ryffel. Er hat mit Inputs auch am Drehbuch mitgewirkt.

Joan Minder

In der Serie kommt der Fall einer jungen Frau vor, die ihre verschwundene Mutter sucht, eine Prostituierte. Einen ähnlichen Fall hatten Sie auch, er wurde im Podcast der «NZZ am Sonntag» über nicht aufgeklärte Fälle am Zürcher Sihlquai thematisiert.

Ja, jener des damals 19-jährigen Marco, der seine Mutter sucht. Sie ist verschwunden, seit sie die Wohnung verliess, als er drei war. Ein sehr emotionaler Fall. Wir konnten insofern Klarheit schaffen, dass seine Mutter höchstwahrscheinlich verstorben ist. Den Akten ist zu entnehmen, dass sie stark suizidgefährdet war.

Sie schauen in Ihrem Beruf in menschliche Abgründe. Wieso wurden Sie Privatdetektiv?

Das war Zufall. Ich jobbte im Telefonmarketing. Die Sekretärin, eine ältere Dame, die Kette rauchte, erzählte mir von ihren früheren Erlebnissen in einer Detektei. Danach habe ich gleich fünf Detekteien angerufen und mich beworben. Ich war jung, flexibel und bereit. Am Morgen betrat ich als Jusstudent die Uni, und wenn der Pager vibrierte, machte ich kehrt und fuhr zu einem Auftrag. Was mich bis heute fasziniert: Man sieht in verrückte Lebensgeschichten und entwirrt oft vermeintlich ausweglose Situationen.

Was für Aufträge haben Sie?

Querbeet. Eine meiner Firmen ist eine klassische Detektei für Private, die von Beziehungsaufträgen über Sicherheitsüberprüfungen bis zur Suche nach Vermissten oder Vermögenswerten alles macht. Die andere fokussiert auf grössere Kunden aus der Wirtschaft. Da sind wir vornehmlich in Betrugsfällen tätig, wenn etwa geleaste Autos nicht zurückkommen. Den Anfang machten da Lasterzüge, die in Europa plötzlich verschwanden. Eine deutsche Firma engagierte uns. Wir rüsteten die Sattelschlepper mit GPS-Sendern aus – damals etwas Neues. Sie waren so gross wie zwei Stangen Zigaretten. Als wir GPS-Signale aus Syrien erhielten, hiess es: «Ryffel, was ist da los, geh mal nachschauen!» Ich habe mich mehrere Monate da unten rumgetrieben, rauchte mit Beduinen im Zelt Wasserpfeife, um Fahrzeuge freizukriegen, ging vor Gerichte, ich erlebte die wildesten Geschichten.

Syrien ist kein ungefährliches Pflaster.

Es war noch vor dem Krieg, aber ja, irgendwann merkte ich, dass auch die syrischen Polizisten bei Interpol an diesem Klau europäischer Lastwagen beteiligt waren. Da wurde es etwas ungemütlich. Einmal wartete ich einen ganzen Tag bei einem Zollfreilager, nachdem mich der Leiter einfach stehenliess. Als er nicht wiederkam, wollte ich über den Zaun klettern, um die Fahrzeugnummern abzulesen, aber da hörte ich, wie hinter mir jemand seine Waffe entsicherte. Es war Zeit, mich nett zu verabschieden und das Land zu verlassen.

Wurden die Lastwagen je zurückgegeben?

Das Thema wurde daraufhin auf Behördenebene aufgenommen. Es war traktandiert an einem Ministertreffen, doch besprochen wurde es dann doch nicht.

Wie muss ich mir Ihre Arbeit konkret vorstellen, wenn Sie jemanden observieren: Haben Sie da eine Menge ausgeklügelter Gadgets dabei?

Wir kochen nur mit Wasser. Natürlich gibt es alle möglichen Geräte, etwa eine Art Laser, mit dem man Gespräche abhören kann. Doch das ist weder legal, noch funktioniert es in der Praxis. Entweder ist der Vorhang im Weg, oder man kann das Gerät nicht aufstellen. Am Schluss sind wir beim klassischen Detektiv, der sich im Internet vorinformiert und die traditionelle Observation durchführt. Wir haben einen Mitarbeiter, der hat heute sicher 35 000 Observationsstunden auf dem Buckel, wohl mehr als jeder verdeckte Ermittler. Er hat die Gabe, herunterzufahren und zu warten, ohne etwas zu verpassen, und dann plötzlich wieder hellwach zu sein.

Hat sich Ihre Arbeit nicht verändert?

Doch, klar, die Digitalisierung hat zu einer Fülle von Informationsquellen geführt. Was im Moment neu aufkommt, ist die Gesichtserkennung. Wenn ich eines dieser Programme mit Ihrem Bild füttere, ist die Chance sehr gross, dass Ihr Name rauskommt. Das wird breit eingesetzt.

Ist die Verlockung nicht gross, zu tun, was technisch möglich ist, auch wenn es nicht legal ist?

Das kann sich ein Detektiv heute nicht mehr leisten. Ausserdem möchte

ich ein paar Mythen entzaubern. Die Wahrscheinlichkeit, dass digitale Informationen, die man nicht preisgeben will, gezielt abgefangen werden können, ist viel kleiner, als alle denken. Was passiert, sind Datenlecks, aber da sind nicht einzelne Personen im Visier. Einen Trojaner in einen Computer einzuschleusen, ist echt kompliziert, mal abgesehen von nachrichtendienstlichen Operationen oder richterlich genehmigten Überwachungen.

Welcher Fall hält Sie bis heute wach?

Eine der verrücktesten Geschichten war eine Betrugsgeschichte, die in Sizilien spielte. Am Ende wurden auch wir übers Ohr gehauen. Es ging um eine Kundin, die von ihrem Vater, einem russischen Oligarchen, zehn Millionen zur Verwaltung bekommen hatte. Doch sie überwies das Geld stattdessen ihrem Liebhaber, mit dem sie durchbrennen wollte. Das Problem war, dass der Lover mit dem Geld und einer anderen Frau untertauchte. Gegen Erfolgshonorar sollten wir die zehn Millionen aufstöbern.

Was ist schiefgelaufen?

Anfänglich nichts. Wir hatten Hinweise dank der Banküberweisung, und mithilfe italienischer Berufskollegen haben wir das Geld gefunden. Ich bin dafür über fünf Jahre immer wieder nach Sizilien gereist, hatte da sogar meinen Lieblingscoiffeur und beste Kontakte zur Guardia di Finanza, die auch noch russische Geldwäsche vermutete. Schliesslich wurde das Geld beschlagnahmt, die Anwälte übernahmen, und der Lover wurde verurteilt. Doch von unserer Kundin, die zuvor bei uns aus und ein gegangen war, hörten wir plötzlich nichts mehr. Wir merkten irgendwann,

dass sie das Geld zurückbekommen und uns um unsere Provision geprellt hatte. Wir haben deswegen noch einen Prozess am Laufen. So täuscht man sich: Ein Berufskollege hatte mich noch gewarnt, aber ich hatte ihr und ihrer Familie vertraut.

Das mit den Kunden ist so eine Sache in Ihrem Geschäft. Es spielt in einer Grauzone. Wie entscheiden Sie, ob Sie einen Auftrag annehmen?

Generell lehne ich einen Auftrag ab, wenn ich das Gefühl habe, es gehe in eine unsaubere Richtung, und vor allem, wenn ich eine Information beschaffen soll, die jemandem wirklich schaden kann.

Ein Beispiel, bitte.

Ein Kunde wollte, dass wir die Familie eines Staatsanwalts ausspionieren sollten, insbesondere, wo die Kinder in die Schule gingen. Klar machen wir so etwas nicht. Es ist aber nicht immer so eindeutig. Spricht einer von seiner verflochtenen Liebe, die er sucht, wissen wir ja anfangs nicht, was dahintersteckt, ob er sich rächen will, was auch immer. In solchen Beziehungssachen sagen wir den Kunden immer: Die Person, die gefunden werden soll, muss einwilligen, dass wir Ihnen die Daten weitergeben. Bei Schuldnerfällen ist das natürlich anders.

Ein anderes Beispiel: Eltern suchen ihr Kind.

Wir hatten Fälle, in denen eine Mutter ihr oder ein Vater sein Kind suchte, das vom anderen Elternteil ins Ausland entführt worden war. Wir konnten die Kinder dank unserem internationalen Netzwerk lokalisieren, lieferten Informationen. Was nachher kommt, ist dann schwieriger.

Sie meinen, wie das Kind nach Hause kommt?

Einmal fanden wir das gesuchte Kind in Brasilien, kamen zum Schluss, dass ein Zugriff möglich war. Alles war organisiert, ein Mitarbeiter stand mit dem Motorrad bereit. Aber als der Vater, der das Schweizer Sorgerecht hatte, vor dem Kind stand, machte dieses einen Schritt auf ihn zu, drehte sich um und rannte weinend davon. Der Vater brachte es daraufhin nicht mehr übers Herz, das Kind zurückzuholen. Solche Fälle gehen einem schon nahe. Ein anderes Kind spürten wir zwar mit grossem Aufwand in Nordafrika auf, fanden aber keinen Weg, es in die Schweiz zu bringen. Das Risiko für das Kind und die Ermittler war zu gross. Erst Jahre später schaffte es die Mutter doch noch, das Kind zu sich zu holen.

Nach allem, was Sie erleben: Hat Sie Ihr Beruf misstrauischer gemacht?

Überhaupt nicht. Ich bin ein Menschenfreund und habe ein Grundvertrauen, sogar wenn ich mit Betrügern zu tun habe. Und das hilft mir. Schenkt man auch schwierigen Leuten ein Grundvertrauen, kann man sehr viel erreichen. Teils kann ich Ausstände retten, die eigentlich nicht mehr einbringbar sind, einfach mit Respekt, Klarheit und einem gewissen Vertrauen. Mich interessiert auch, warum jemand in eine Schuldensituation abrutscht. Es kann schnell gehen.

Haben Sie aus Mitgefühl schon einmal einen Schuldner laufen lassen?

Bei bestimmten Leasing-Betrugsfällen sieht man, dass die Leute reingeritten wurden, sie sich nicht bewusst waren, was sie da unterschrieben. In einem solchen Fall ging ich auch schon zur Leasinggesellschaft und sagte ihr: «Das kann der nie zurückzahlen. Wir

können ihn jetzt in den Konkurs treiben, aber es macht keinen Sinn.» Ich empfehle dann einen symbolischen Betrag, damit die Sache erledigt ist. Aber es sind wenig Fälle.

Worum geht es bei Beziehungsaufträgen heute, da die Schuldfrage bei der Scheidung keine Rolle mehr spielt?

Fehlendes Vertrauen. Oft ist es ein Bauchgefühl, dass etwas nicht stimmt, der andere einen betrügt. Man will Klarheit und sich nicht dauernd fragen, ob man selber spinnt. Wenn es so um das Vertrauen steht, könnte man die Beziehung natürlich auch gleich beenden. Aber manchen hilft die Klarheit, einen Schlussstrich zu ziehen.

Stimmt das Bauchgefühl jeweils?

Meistens, ja. In 90 Prozent der Fälle finden wir etwas.

In den Standesregeln des Fachverbands der Privatdetektive steht unter anderem, Privatdetektive dürften Auskunftspersonen nicht täuschen und keine Unwahrheiten verbreiten. Halten Sie sich daran? Lügen und Täuschungen gehören doch zum Geschäft.

Sicher muss ich eine Geschichte parat haben, um mit Leuten ins Gespräch zu kommen, wir nennen das eine Legende. Das ist auch nicht illegal oder bösartig und dient nur der Informationsgewinnung.

Beim Beschaffen von Informationen gerieten Sie vor zwanzig Jahren selber mit dem Gesetz in Konflikt, im Zusammenhang mit der

sogenannten Paradeplatz-Connection: Als im Zuge einer verdeckten Journalistenrecherche ein Zürcher Detektivkollege aufflog, der für Kunden illegal Bankkundendaten beschafft hatte, waren Sie auch involviert.

Oh, das ist lange her . . . es ging um Daten über Gelder eines vermeintlich bestechlichen Politikers. Bei so etwas würde ich nie mehr mitmachen, da haben wir doch einen Lernprozess durchgemacht. Es wäre auch gar nicht mehr möglich, da die Banken seither so viele Kontrollen eingebaut haben.

Was war Ihre schwierigste Erfahrung, wo haben Sie sich als Detektei schon mal richtig blamiert?

In dreissig Jahren kommt es schon vor, dass man mal auffliegt. Lustig ist die Geschichte einer Observierung, die eskalierte: Ein Mitarbeiter beschattet mit einem Kollegen zusammen eine Frau in einem Einkaufszentrum. Plötzlich fand er sie nicht mehr, und der Kollege, der im Auto wartete, sah, wie sie zu ihrem Auto ging und Richtung Ausgang fuhr. Der Mitarbeiter rannte verzweifelt in die Parkgarage zum Kollegen, um die Verfolgung aufzunehmen. Doch in seiner Aufregung stieg er ins falsche Auto – und zwar ausgerechnet ins Auto der Zielperson, die an der Barriere anhalten musste. «Fahr los», rief er, bevor er merkte, welchen Fauxpas er begangen hatte. Ich weiss nicht, wer schockierter beziehungsweise verwirrter war. Von der Zielperson konfrontiert zu werden, gehört zum Unangenehmsten, was einem passieren kann. Das hat man ja auch beim berühmten Observierungsfall der Credit Suisse gesehen, als die Detektive, die Iqbal Khan beschatteten, aufflogen.

Der Detektiv, der die Fäden dieser Operation in der Hand hatte, beging

Selbstmord, nachdem sein Name an die Öffentlichkeit kam. Haben Sie ihn gekannt?

Ja, das war tragisch, er war ein guter Ermittler. Für ihn war das Auffliegen einer derart geheimen Aktion in der Öffentlichkeit der Worst Case. Wobei ich nicht verstehe, wieso das so geheim bleiben sollte. Wo ist das Problem, wenn ein Mitarbeiter, der abspringt und von dem man befürchtet, er könnte Geschäftsgeheimnisse verraten, observiert wird? Wieso kann man das nicht zugeben? Solche Observierungen in der Wirtschaft sind nicht aussergewöhnlich.

Kann man heute noch spurlos verschwinden?

Man muss sehr viele Brücken abbrechen, wenn man von uns nicht gefunden werden will – vom Nachrichtendienst ganz zu schweigen. 98 Prozent der Leute finden wir. Sonst müssen sie das Land verlassen, mit der Familie abschliessen, den Freundeskreis wechseln und sich von den sozialen Netzwerken fernhalten. Sie müssen sich eine neue Existenz aufbauen. Und haben sie sich etwas zuschulden kommen lassen, das strafrechtlich relevant ist, wird es sogar schwierig, unerkannt aufs Bankkonto zuzugreifen, zu telefonieren oder den Pass zu erneuern.

Man bräuchte also eine neue Identität?

Ja, aber das ist gar nicht so einfach. Sie denken an einen neuen Pass aus dem Darknet? Vergessen Sie es! Wie wollen Sie eine neue Biometrie auf den Pass bringen, wenn es eine alte schon gibt? Mit dem schönen Reisen ist es dann jedenfalls vorbei.

Wie gut ist die SRF-Serie «Die Beschatter»?

Peer Teuwsen

SRF/Pascal Mora

Das ist die Übungsanlage: Leo Brand, gespielt vom grossartigen Roeland Wiesnekker, war einmal ein bekannter Kriminalpolizist in Basel. Und dann ist irgendetwas passiert, während der Jagd nach einem Serienmörder, im «Dornröschen-Fall». Jedenfalls ist Brand inzwischen Privatdetektiv und gründet aus finanzieller Not eine Detektivschule, die sich schnell mit illustren Schülerinnen und Schülern füllt. Eine Sammlung von Abenteuerlustigen, Gescheiterten, Glangweilten und Verzweifelten, bei deren erstem Anblick

man als Zuschauer alle Hoffnung auf anständige Detektive fahren lässt. Was als etwas müde Slapstick-Komödie beginnt, gewinnt erstaunlich schnell an Tiefenschärfe. Die prekäre Truppe wird zum eingeschworenen Team, das jeden Fall löst. Michael Steiner, bekannt geworden durch «Grounding», den Spielfilm über die Swissair, führt zum ersten Mal Regie in einer Serie. Das zahlt sich aus. Sein Gespür für Timing und empathische Figurenzeichnung sowie der Plot der Drehbuchautoren Simone Schmid und Francesco Rizzi machen diese Serie nach «Tschugger» zu einem neuen SRF-Hit.

*SRF zeigt «Die Beschatter» ab Sonntag, 10. Oktober, jeweils um 20.05 Uhr.
Online sind alle sechs Folgen aufgeschaltet.*

NZZ am Sonntag, Hintergrund